

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

13.1.1929 (No. 2)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 2



13. Jan. 1929

Kurt Frenzen / Der altsteinzeitliche Mensch in Baden

Zahlreiche Funde, die in den letzten Jahrzehnten in Europa gemacht wurden, zeigen, daß Zeugnisse der ehemaligen Anwesenheit des prähistorischen Menschen nur dort zu erwarten sind, wo dieser für längere Zeit seine Lagerplätze aufgeschlagen hatte. An diesen Stellen finden sich die Reste der von ihm gejagten Tiere, aufgeschlagene oder angebrannte Knochen, die Aschen- und Kohlenreste ehemaliger Feuerstellen, die mannigfachen Abfälle, die bei der Herstellung der Stein- und Knochenwerkzeuge entstanden, verloren gegangene oder weggeworfene Werkzeuge, Waffen oder Schmuckgegenstände angehäuft und bilden von später entstandenen Gesteinsablagerungen überdeckt zwischen diesen die sogenannte Kulturschicht.

Wie die Erhaltung tierischer und pflanzlicher Ueberreste als Versteinerungen ist auch die der Artefakte, wie wir die verschiedenen vom Menschen hergestellten Gegenstände kurz nennen, nur möglich, wenn diese rasch eingedeckt werden. Mit Ausnahme der aus sehr harten Werkstoffen hergestellten Steinwerkzeuge, geht alles, was aus Holz, Horn, Elfenbein oder Knochen hergestellt ist, bei längerem Liegen an der Luft spurlos zugrunde. Aber selbst, wenn eine rasche Einbettung der Artefakte erfolgt, wird noch vieles nachträglich vernichtet. Holz und Horn zerfallen sich und verschwinden in jedem Falle, aber auch Bein- und Knochenmasse vergehen dort, wo der Boden durch eindringende Taawasser entkalkt wird. So gibt uns das Inventar der prähistorischen Stationen in jedem Falle nur ein lückenhaftes Bild von dem ehemaligen Besitz des Menschen an Kulturgütern.

Der Mensch der Altsteinzeit war Jäger, ausgesprochener Nomade. In den klimatisch begünstigten Zwischeneiszeiten dürfte er gleich den heutigen Jägernomaden, etwa den Bushmännern oder Australnegern, in kleinen Sorden dem Wild folgend weite Räume durchstreift haben. Wo ihm reiche Beute aus dem Tier- und Pflanzenreich winkte, hat er an ihm günstig erscheinenden Stellen, stets in der Nähe einer Quelle, Dauerlager bezogen. Auch in den Eiszeiten hat er während der wärmeren Sommermonate gelegentlich sein Jagdlager im Freien aufgeschlagen; seine eigentlichen Wohnstätten waren aber Höhlen oder Felsnischen, sogenannte Abri, die ihm Schutz vor der Witterung boten.

Es ist im allgemeinen ein reiner Zufall, wenn die im Freien gelegenen Lagerplätze des steinzeitlichen Jägers heute entdeckt werden. Eine reichere Ausbeute an Artefakten bieten sie nur dann, wenn die Ueberbleibsel, die der Mensch zurückgelassen hat, rasch von schützendem Sediment eingedeckt wurden. Weit günstiger waren die Erhaltungsbedingungen am Boden der Höhlen und Abri. Gerabrochenes Gestein und der sich bildende Höhlenlehm schlossen bald die Kulturschicht ab und konservierte ihren Inhalt.

Die überwiegende Mehrzahl der prähistorischen Stationen hat man in Höhlen ausgegraben. Bei uns in Baden gehören Höhlen immerhin zu den seltenen Erscheinungen. Es ist deshalb wohl kein Zufall, daß man aus unserer Heimat so wenige Stationen, vor allem gar keine aus dem älteren Paläolithikum kennt. Reich an Höhlen sind besonders die Kalksteine des weißen Jura, der bei uns nur an wenigen Stellen, im Itzener Klob und in dem von Schaffhausen zum Heuberg streichenden Randen zutage tritt. Zur Höhlen- und Abribildung neigt ferner der Hauptrogenstein, der in der Freiburger Bucht am Schönberg und an anderen

Stellen der Vorbergzone des Südtalles der Rheinebene ansteht. In das Verbreitungsgebiet der beiden genannten Gesteine hinein fallen bei uns die Stationen des jüngeren Paläolithikums. Von diesen sind seit langem bekannt das Schweizerloch und das Kesslerloch, die auf schweizerischem Gebiet liegen und deshalb hier nicht behandelt werden sollen. Erst vor kurzem näher untersucht wurden die Stationen am Fuße des Itzener Klobes und am Delberg, einem Ausläufer des Schönberges, erst in diesem Jahre ausgegraben die Abristation des Pfeiferfelsens bei Engen. Von Freilandstationen ist aus Baden nur eine bekannt, der Lagerplatz einer Renntierjägerhorde am Südfuße des Tuniberges bei Munzingen.

Die Freilandstation von Munzingen, im Vöb des Fußes des Kapellenberges östlich des Ortes gelegen, ist zwar schon seit den 70er Jahren des verflohenen Jahrhunderts bekannt, doch wurde sie erst 1915/16 von Pater Aug. Padtbera, einem Schüler des Freiburger Geologieprofessors Deede, erschöpfend ausgegraben.

Die 4-10 cm mächtige Kulturschicht, die ein Areal von etwa 3 Ar bedeckte, bestand an einzelnen Stellen aus einem wahren Haufwerk von zum Teil angebrannten Knochenrüsseln, Feuersteinwerkzeugen, Aschen- und Kohlenresten und plattenförmigen Herdsteinen. Die Knochen gehen zurück auf die Ueberbleibsel der an den Lagerfeuern gebratenen und verzehrten Jagdbeute. Die großen Röhrenknochen sind fast ausnahmslos zerbrochen, offenbar zur Gewinnung des als Lederbissen geschätzten, aber auch bei der Gerberei benutzten Markes.

Das Renntier war das Hauptjagdobjekt des Munzinger Paläolithikers. Dieser stellte offenbar seinen Herden bei ihren jährlichen Wanderungen nach, die diese vermutlich um den Südfuß des Tuniberges herum zum nahen Rhein führten. Dabei sind von den Jägern meist die die Spitze der Zügel bildenden weiblichen Tiere und die Kälber erbeutet worden. Außer dem Renntier wurde besonders das Wildpferd gejagt, von dem man aber nur auserlesene, d. h. die nutzbarsten Teile ins Lager brachte. So verwunderlich es klingen mag, wenn man sich vergegenwärtigt, wie primitiv die Waffen des Magdalenienmenschen waren auch die Messen der jungdiluvialen Tierwelt, das wollhaarige Nashorn und das Mammut fielen ihm gelegentlich als Beutestücke in die Hände. Es scheint ausgeschlossen, daß der Munzinger Jäger diesen gewaltigen Tieren, die ausgewachsen eine Länge von 3-4 Meter erreichten, mit seinen einfachen Waffen unmittelbar entgegentrat. Er hat sie, wie man annehmen muß, in auf den Wechsell an angelegten Fallgruben gefangen, deren Anlage offenbar die Geländebeschaffenheit der wasserreichen Buschsteppe an den versumpften Rheinufern begünstigte. Vom Mammut haben sich in der Kulturschicht nur ganz dürftige Reste nachweisen lassen. Es bleibt dahingestellt, ob diese auf ein vom Menschen getötetes Tier zurückgehen oder ob die Jägerhorde auf ihren weiten Streifzügen einmal einen Kadaver angetroffen hat, dessen Stoßzähne sie als wertvolle Beute ins Lager schleppte. Reste kleiner Tiere sind verhältnismäßig selten gefunden worden; ihre zarten Knochen waren wohl meist schon zerfallen, ehe sie vom Vöb eingedeckt wurden. Sicher nachgewiesen ist der Vielfraß, der heute noch im hohen Norden lebt, und der Fuchs. Beide waren wohl kaum eigentliches Jagdwild, mögen vielmehr auf der Suche nach Beute sich dem Lagerplatz allzu dreist näherten und dabei ein unruhliches Ende gefunden

haben. Der Schneehase war, wie die Funde vieler Magdalenienstationen beweisen, ein beliebtes Jagdtier des jungpaläolithischen Jägers. Wenn im Loh des Lagers von Munzingen nur wenige Reste dieses Tieres gefunden sind, so ist dies wohl in erster Linie eine Folge der ungünstigen Erhaltungsbedingungen, beweist aber nicht, daß der Munzinger Jäger ihm weniger als andere Gorden des gleichen Zeitabschnittes nachgestellt hat. Von sonstigen Tieren sind noch nachweisbar der Lemming und das Schneehuhn.

Das oben genannte Großwild, zumal Renntier und Pferd, wurde vom Menschen nicht nur der Gewinnung von Nahrung wegen gejagt, es lieferte ihm auch in seinen Knochen, bezw. das Renntier in seinem Geweih wertvolle Stoffe zur Herstellung seiner Gerätschaften, ja auch seines Schmuckes. Wie bei den Knochen traf auch bei den aus ihnen hergestellten Gegenständen die Verwitterung eine Auslese. Was von Munzingen an Knochenartefakten vorliegt — es sind über 100 Stücke — ist deshalb nur ein Bruchteil des ehemals vorhanden gewesen Inventars.

Die Grundform der Knochenwerkzeuge ist ein länglicher, flacher Stab mit gerundet viereckigem oder ovalem Querschnitt. Meist wurde zu seiner Herstellung Renntiergeweih, öfters auch die Wandung von Röhrenknochen dieses Tieres oder des Pferdes benützt. Viele dieser Stäbe sind an ihrem oberen Ende zugespitzt, an den Seiten zugerundet und am unteren Ende abgechrägt und gleichzeitig mit Einkerbungen oder anderen Unregelmäßigkeiten versehen. Einige Stücke weisen ferner eine auf die Spitze zulaufende Furche auf. Von den beschriebenen Gebilden haben die großen, bis über handlangen Stücke als Speerspitzen oder Dolche, die kleineren offenbar als Pfeilspitzen gedient. Die erwähnte Längsfurche ist wohl als Blutrinne zu deuten. Sie hat kaum, wie gelegentlich angenommen wird, zur Aufnahme von Gift gedient, da ein solches von hinreichender Stärke damals kaum hergestellt werden konnte. Man muß sich hierzu vergegenwärtigen, daß dem Paläolithiker noch keine Gefäße zu Gebote standen, in denen er die Giftstoffe, die ihm das Pflanzen- und Tierreich boten, durch Knochen hätte konzentrieren können. Einige der aufgefundenen Knochenstäbe haben die Form des heutigen Falzbeines. Diese sog. Glätter haben, wie man annimmt, zum Abhäuten und zur feineren Präparation der Felle, vielleicht auch zum Ausglätten der Röhre und Säume der Fellgewandung gedient.

Für die Beurteilung des archäologischen Alters der Munzinger Station ist wichtig, daß ein vollständiger Kommandostab aufgefunden wurde. Dies Gerät ist gewöhnlich aus einer Renntierklinge gefertigt, welche kurz ober- oder unterhalb des Nagensprosses abgechnitten und an dem unteren Konvergenzpunkte mit einer runden Durchbohrung versehen ist. Meist sind die Kommandostäbe durch Ritzezeichnungen oder Skulpturen geschmückt, wofür der Kommandostab der mit Munzingen gleichalterigen Station von La Madelaine in der Dordogne mit seinen prachtvollen Wildpferdzeichnungen das klassische Beispiel ist. Der Munzinger Kommandostab ist leider an der Oberfläche so stark durch die Verwitterung angegriffen, daß etwa früher vorhanden gewesene Ritzezeichnungen zerstört sind. Die einstige Bestimmung der Kommandostäbe ist unklar; am meisten hat die Vermutung für sich, daß sie religiös-magische Objekte waren, Panzerstäbe, wie sie heute noch bei allen Naturvölkern eine große Rolle spielen und von Priestern und Medizinmännern angewandt werden.

Vom Solutréen an finden sich unter dem Inventar der jungpaläolithischen Stationen, zumal wenn es aus den Kulturschichten von Höhlen stammt, aus Bein hergestellte Nadeln gar nicht selten. Bei Munzingen gefundene Spitzenbruchstücke von 2-5 Millimeter Durchmesser sind in dem gleichen Sinne und zwar als Stednadeln zu deuten, denn als Pfeilspitzen waren sie wohl zu schwach. Die feinen Nähnadeln, die angewandt wurden, um mittels präparierter Renntierbärme und Sehnen die Felle zu Zeltdecken und Gewandteilen zusammenzunähen, fehlen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Nadeln vielfach die Kleinheit und Zartheit unserer heutigen Stahlnähnadeln besaßen, wird man verstehen, warum sich diese unter den ungünstigen Konservierungsbedingungen einer Freilandstation nicht erhalten haben.

Padtberg fand ferner unter den Knochenartefakten das obere Stück eines linken Schenkelbeines vom Schneehasen, das unterhalb der Kniegelenkfläche abgeknüpft ist. „Um den Zweck des teilweise verwitterten Gerätes zu erkennen, ahnte ich genau ein gleiches aus der linken Tibia eines Kaninchens nach und erprobte an dem so gewonnenen Instrument seine Gebrauchsmöglichkeiten. Die einleuchtendste und wohl richtige Erklärung kam mir, als ich mich erinnerte, wie wir als Kinder auf einem hohlen Schlüssel zu pfeifen liebten. Ich versuchte die alte Kunst, und siehe da: ein wohlgeklungener Pfiff ertönte, und, als ich den tiefsten Grund der Höhlung etwas ausgestopft hatte, gellte der schrille Ton weit hin hörbar durch die Umgebung.“ Das in Rede stehende Artefakt war also eine Signalpfeife.

So groß die Bedürfnislosigkeit des Magdalenienmenschen auch war, der mit für unsere heutigen Begriffe so unzulänglichen Mitteln das Leben unter der Ungunst eiszeitlicher Verhältnisse meisterte, es finden sich doch in seiner Hinterlassenschaft Beweise dafür, daß ihm ein gewisses Schönheitsgefühl nicht abging, aus dem heraus er sich Schmuck und Zierat fertigte. Zwei durchlöcher Schalen einer kleinen olivazänen Muschel sind offenbar Teile einer Halskette gewesen und für ein ebenfalls fossiles Schneckenhaus gilt dasselbe. Die beiden Muschelschalen stammen aus dem Gebiete des Mainzer Beckens, wo sie der Munzinger

Paläolithiker, der dieses Gebiet auf einer Wanderung einmal bestrahlt haben mag, selbst aufgefunden haben kann. Die Schnecke deutet auf einen Import aus dem Osten hin, wo sie im Wiener Becken massenhaft vorkommt. Sie ist wahrscheinlich durch Tausch in die Hände des Munzinger Magdalenienmenschen gelangt. Geschätzt waren ferner als Ersatz für die damals noch unbekannt Perlen für die Herstellung von Ketten oder Anhängern die Schneidezähne des Renntieres, die der Munzinger mit seinen feinen Steinbohrern ebenso gut wie mit einem Metallwerkzeug zu durchbohren verstand. Auf einen Anhänger geht ein kleines speiseförmiges, etwa 3 cm langes Kohlenstückchen zurück. Pادتberg nimmt an, daß der Anhänger ursprünglich aus Holz geschnitten war. Ist diese Annahme richtig, dann stellt das in Rede stehende Stück die älteste uns überlieferte Holzarbeit dar.

Im Zusammenhang mit den eigentlichen Schmuckgegenständen sei erwähnt, daß in der Kulturschicht bis faustgroße Kohlenknollen, Stücke von erdigem Pflomelan und Reste von Röhren angetroffen wurden. In allen besseren Stationen der Renntierzeit sind diese und ähnliche natürliche Farbstoffe derart häufig, daß man annehmen muß, daß sie außer zum Färben der Röhren von Ritzezeichnungen und Ornamenten auf Knochen- und Beinartefakten hauptsächlich der Körperbemalung gedient haben, die ja heute alle Naturvölker anwenden.

Unter den Steingeräten treten uns zunächst solche entgegen, die nicht durch künstliche Formgebung, sondern lediglich an ihren Gebrauchs- und Abnutzungsspuren als solche zu erkennen sind. Mangels einer bestimmten Form ist es natürlich nicht immer leicht zu sagen, welchen besonderen Zwecken jedes einzelne dieser Werkzeuge gedient hat.

Klar ist die Bedeutung flacher Stücke von Doggerkalk. Sie sind oft durch Brandwirkung geschwärzt und haben offenbar als Herdsteine, als Unterlage der Feuerstellen gedient. Von den zahlreichen Röhrengeräten wird ein Teil als Kochsteine Anwendung gefunden haben. Der Paläolithiker besaß noch keine hitzebeständigen Gefäße. Wenn er kochen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als ein bei einigen primitiven Völkern unserer Tage noch übliches Verfahren anzuwenden, das darin besteht, durch wiederholtes Eintauchen stark erhitzter Steine das in einem dem Feuer selbst nicht aussetzbaren Gefäß befindliche Wasser zum Sieden zu bringen. Aus Leder oder aus dichtem Flechtwerk hergestellte Gefäße, die die Anwendung der Kochsteine gestatteten, kann der Munzinger Renntierjäger sehr wohl zu seinem Kulturbesitz gezählt haben, wenn sich diese auch ihrer leichten Zerstorbarkeit halber nicht direkt nachweisen lassen.

Ein zerbrochenes flaches Basaltstück ist seiner ganzen Länge nach flach ausgeglimmt, war also ein Reiber. Pادتberg meint, daß längliche Gegenstände, etwa Holz- und besonders Knochenstäbe auf ihm geblättert worden seien. Denkbar ist auch, daß dieses Stück eine primitive Handmühle darstellt. Auch kleinere Reibsteine oder Schalen mit mittlerer runder Reibmulde sind mehrfach gefunden worden. Sie erinnern fast an Malerpaletten und dürften zum Zerreiben von Ockerfarben gedient haben. Zahlreiche Gerölle zeigen an ihren Rändern ausgebrochene Stellen oder auf ihrer Fladseite löcherige Eindellungen. Die ersteren waren primitive Hämmer, die letzteren waren Amboße, auf denen die Silexknollen zerfloßt und zu Werkzeugen hergerichtet wurden. Ein weiterer Teil der Gerölle kann als Wurfgewölle gedient haben.

Die geschlagenen Steinwerkzeuge sind durchweg aus feinkristallinen Quarzvarietäten hergestellt. Wie reichhaltig die Funde heute an diesen Artefakten war, mögen die folgenden Zahlen veranschaulichen. Es sind gefunden: Werkzeuge und Bruchstücke von solchen: 6000 Stück, bei der Bearbeitung der Feuersteinknollen übrig gebliebene Reststücke, sog. Nuclei: 330 Stück, Abplisse über 13000 Stück. Zur Herstellung wurden 10 Abarten des Feuersteins verwendet. Ein weißlicher Jaspis stammt aus dem Gebiet des Pfeiner Kloßes, gelbe und rote Abarten dieses Minerals sind aus den Bohrerzstücken der Gegend von Müllheim und Rändern gesammelt. Hier hat der Munzinger Magdalenienmensch wohl auch einen glänzenden Hornstein aufgefunden. Von einiaen anderen Feuersteinarten kennen wir die einstigen Fundstellen heute nicht mehr.

Für die verschiedenen Steinwerkzeuge haben sich bestimmte Namen eingeprägert. Diese bezeichnen bestimmte Formtypen, jaen aber über die Art der Verwendung nicht allzu viel aus. In vielen Fällen haben sicher die gleichen Werkzeuge sehr verschiedenen Zwecken gedient.

Die Klinge ist, wie überhaupt im Inventar des Magdalenienmenschen in Munzingen das häufigste Artefakt. Sie ist in der Regel ein langer, geschickt geschlagener Längsflügel, der nur selten retuschiert ist. Sehr häufig sind die für das Magdalenien besonders typischen kleinen, nur wenige Zentimeter langen Messerchen mit abgestumpften Rücken. Sie seiten zu feinen, oft nur wenige Millimeter breiten Spizen und Friemen über. Als Bohrer werden Werkzeuge mit einer durch geschickte Retusche herausgearbeiteten naefenförmigen oder schlanfen Spitze bezeichnet. Unsere volle Bewunderung verdienen lange Bohrer, deren Durchmesser bis auf fast 1 Millimeter heruntersinkt. Mit ihnen hat der Munzinger Renntierjäger die feine Durchbohrung der Renntierschneidezähne erzeugt und auch die Dehre der zarten Knochenadeln gefertigt. Im Zusammenhang mit diesen bei der Herstellung der Nadeln verwandten Artefakten seien auch die sog. Nadelblätter erwähnt, Klängen mit gezahnter Längsseite, mit deren Kerben man die Nadeln rund und glatt geschabt hat. Während Kraber, breite

Abspilze mit gebogenem Längsrand in Münzingen recht selten waren, zeigten sich Schaber um so häufiger. Die Klingenschaber sind Klingen, bei denen meist eine, seltener beide Schmalseiten durch Kraker eine daumennagelförmige Rundung erfahren haben. Die Kraker scheinen in erster Linie dazu verwandt worden sein, um vom Fell der erbeuteten Jagdtiere die nach dem Streifen haften gebliebenen Haut- und Fettkreise zu entfernen. Die Schaber haben, wie Versuche, die man mit ihnen machte, erkennen lassen, als Borischneider gedient. Führt man einen solchen Schaber, nach unten drückend, in der Längsrichtung seines retuschierten Endes über ein Stück Holz, Knochen oder Renntierhorn hinweg, so arbeitet er gleich einer Säge eine Rille aus. Auf diese Weise wurden offenbar aus Renntiergeweih oder Knochen die langen Stäbe herausgeschnitten, aus denen dann durch Zwickleisen die früher erwähnten Spitzen und Klätter hergestellt wurden.

Zum Schluß der Betrachtungen über Münzingen gebe ich im Wortlaut das Anschauungsbild des Münzingers Vöslagers wieder, das Paderberg entworfen hat:

Es war die Zeit des letzten erheblichen Kälterückschlages und Gletschervorstößes, des soa. Bülstadiums, mit dem die diluviale Eiszeitperiode ihren endgültigen Abchied einleitete. Nach der einigermaßen milden Achenschwankung war die Schneegrenze wiederum beträchtlich gesunken und krönte wenigstens die höchsten Hüpter des Schwarzwaldes und der Vogesen mit einer dauernden Firnkappe. Die Hochalpen starrten noch in Eis, das in zahlreichen Gletschern bis an die Gebirgszinken reichte. Frühe Gletscherbäche schwellten den Hoch- und Oberrhein, der in vielfach gewundenem und geteiltem Lauf die Ebene weit hin überflutete. Stürmische, besonders südwestliche Winde wirbelten namentlich zur Herbstzeit, wenn die Schmelzwässer nachließen und ausgedehnte Kies- und Sandbänke freilegten, den trockenen Gletscherschlamm empor und trugen ihn in mächtigen Staubhosen als Vöhl an die Gebirgshänge und auf die Anhöhen. Hier vor allem breitete sich die öde baumlose Steppe aus, die sich indessen nach den langen, schneereichen Wintern mit einem grünen Grasteppich überzog und dann ein Hauptnahrungsmittel der Wildpferde wurde. In tieferen Lagen herrschte die weichere Moossteppe vor, mit Flechten oder isländischem Moos bestanden und vielfach in bruchige, mit Gebüsch und Tümpeln durchsetzte Tundra übergehend. Dies war der Lieblingsaufenthalt des Renntieres, das hier noch zahlreich seiner Nahrung nachging. An geschützten Stellen der Ebene und ihrer Seitentäler zeigte sich sogar ein krüppelhafter Wald, zumeist von Kiefern und Birken, wo das Weidewild bei allzu großer Kälte Zuflucht fand und Raubtiere, wie Fuchs und Vielfraß, ihre Schlupfwinkel hatten. Drüben in den weiten, teilweise buschsteppenartigen Sumpfniederungen des Rheins hauste das ungeschlagene Nashorn und hier und da irrte noch ein gewaltiges Mammut durch die unwirtliche Landschaft.

In diesem urzeitlichen Preisaan gab es noch keine Dauer-siedlungen des Menschen. Als freier Jäger zog er mit dem Wilde, das ihm den Unterhalt bot. Wenn deshalb mit der wärmeren Jahreszeit sich wieder zahlreiche Renntierherden einfanden und Wildpferde die eintönige Grassteppe belebten, lauchten sie und da ihnen nachschleichende Jägerhorden auf. Sie mochten aus dem wärmeren Süden des Saone- und Doubsstales herauf durch die Burauindische Pforte gekommen sein, wohin sie vor dem drohenden Winter sich ebenso wieder zurückzogen. Bis zum Mainzer Becken dehnten sie oft ihre Wanderungen aus, nicht nur auf die Jagd, sondern auch auf das Sammeln von Feuersteinen, Schmutzsteinen usw. bedacht.

So erschien eines schönen Frühlingstages aus der Richtung des Steiner Klokes eine Gruppe von ein paar Duzend Köpfen am Süden des Tunibergeres. Etwa nach Eskimoart waren sie in Fellkleider gehüllt, meist stattliche kräftige Gestalten mit langen, hochgewölbtem Schädel, voller Stirn, breitem Gesicht, wohlausgebildetem Kinn, also durchaus dem heutigen Europäer ebenbürtig, würdige Vertreter der großen jungpaläolithischen Cro-Magnon-Rasse. Vorsichtig umher spähend gingen etliche Männer voraus, die Führer des Ganzen, bewaffnet mit Lanzen, Wurfspieren und wohl auch Holzkeulen. Andere folgten mit einer unterwegs erlegten Renntierbeute beladen. Es schlossen sich die Weiber an, die in Fellschürzen zum Teil ihre Kleinen, zum Teil aber Lasten von sorglich gesammelten Feuersteinknollen und anderem Bedarf trugen; größere Kinder schritten zur Seite. Das Ende des Zuges bildeten wieder bewaffnete Männer.

Nach dem langen Marsch durch die Ebene ragte jetzt vor ihnen die erste beträchtliche Erhebung in ihr auf. Am Südostfuß winkte ein kleiner See, und siehe da, bald war auch ein ihm speisender Quell entdeckt. Solch günstige Gelegenheit galt es zur Rast auszunutzen; schnell war ein windgeschützter Platz nahe am aufragenden Vöslhang gefunden, und hier wurde mit Hilfe von felldgedeckten Wetterschirmen das Lager errichtet. Eine Wache war inzwischen zur Höhe gestiegen und hielt dort sichernde Umschau gegen menschliche und tierische Feinde. Der Ort erwies sich in jeder Beziehung als so vorteilhaft, daß er zum Hauptsommerlager gewählt wurde. Gerade hier um die Südspitze des Tunibergeres herum wechselte häufig das Renntier, und es war verhältnismäßig leicht, ihm unbemerkt aufzulauern. Auf den Steppenhöhen des Tunibergeres wurden Wildpferde gesichtet, und es schien gar nicht aussichtslos, diese nach altüberlieferter Jagdart gegen die steilen Felsklänge im Süden und Westen zu treiben und darüber zum Abstoß zu bringen. Kurz es wurde alles zu längerem Aufenthalt hergerichtet: Herdsteine wurden vom Südfuß aus einer tieferliegenden Gesteinslage herbeigeschleppt und damit der so leicht zertretene Vöslboden, besonders an den Feuerstellen etwas gefestigt. Das Leben spielte sich im Freien ab, höchstens unter dem Dach der Windschirme, und es herrschte hier den Sommer über eine eifrige Tätigkeit.

Da war vor allem die wichtigste Arbeit die Steinschlageret. Unter den sieben geschickten Hände entstanden aus den rohen Feuersteinknollen all die zahlreichen Klingen und Kraker, Schaber, Stichel und Bohrer, Sägen und Spitzen. Die Erzeugung solcher Steingeräte ging weit über den Eigenbedarf der kleinen Gesellschaft hinaus; man arbeitete hier, wo in nicht zu weiter Entfernung prächtiger Jaspis und Hornstein zu finden war, sichtlich auf Vorrat für den Aufenthalt in feuersteinärmeren Gegenden und gewiß auch zum Austausch gegen andere begehrte Dinge.

Nicht minder kunstfertig widmete sich eine andere Gruppe der Knochenbearbeitung. Namentlich war es das Geweih, aus dem sie allerlei Stäbe, Spitzen, Anhänger usw. zu formen verstanden. Zu dem Zwecke ritzten sie in die bereitgelegten Renntierstangen mit einem Steinwerkzeug zunächst zwei gegenüberliegende Längsrinnen, tief genug, um durch Auseinanderbrechen zwei Längshälften zu erhalten. Jede davon wurde durch weitere Parallelfurchen in fingerbreite Rippen zerlegt; diese geben die Rohform zu den gewünschten Einzelstücken, die durch Zurecht schneiden, Polieren usw. allmählich herausgearbeitet wurden. Als Unterlage dienten hierbei große, flache Reibsteine, deren geglättete und etwas eingemuldete Oberfläche den fleißigen Gebrauch verriet. Unzerlegte Renntiergeweihe lieferten durch Abschragung u. Zuspitzung eine Art Grabstöcke oder gar Knochenbolzen und durch sorgfältige Durchbohrung besonders die heilig gehaltenen, meist noch kunstvoll verzierten Kommandostäbe.

Während diese Tätigkeiten, wozu gewiß noch vielfältige Holzverarbeitung kam, wohl zumeist in Männerhänden lagen, waren die Frauen vornehmlich mit der Herrichtung der Fellkleidung beschäftigt. Dazu hieß es die abgezogenen Häute zunächst säubern, glätten und wohl auch zur besseren Erhaltung mit Ocker einreiben. Dann ging es ans Zuschneiden und Zusammennähen, wobei Steinmesser und Steinpfriemen dienen mußten; mit den zerbrechlichen gehörten Knochenadeln wurde erst zuletzt der Faden aus Renntiersehnen durch die vorgestochenen Löcher geführt. Inzwischen trugen hauptsächlich die Kinder Reifig und Holz herbei, um den stets glimmend gehaltenen Feuerbrand wieder zu heller Blut anzufachen; bald duftete verlockend das an Stäben bratende Fleisch, das alle nach getaner Arbeit lohnen und kräftigen sollte.

Dieses regelmäßige Tagewerk wurde öfters durch Jagd- und Streifzüge unterbrochen, an denen sich vor allem die jüngeren, kräftigsten Männer beteiligten. Froh wurde dann allemal ihre Rückkehr begrüßt, besonders wenn sie reiche Beute heimwärts brachten. Die Frauen und Kinder entfernten sich meist nicht weit vom Lager, höchstens auf der Suche nach wilden Wurzeln und Nährkräutern oder zum Holz sammeln. Droben von der Tunibergeraböhe überhauften unterdessen wachsame Augen die weite Ebene, daß ihnen nichts Feindliches zustiehe. Etwa drohende Gefahr würde durch schrille Sianalstiffe sofort ins Lager gemeldet und bald die bewaffneten Männer zur Stelle führen.

(Schluß folgt.)

Wilhelm Zentner / Scheffel und Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach

Ueber die Beziehungen Carl Alexanders von Sachsen-Weimar-Eisenach zu dem Dichter des „Eckhard“ und der „Frau Aventure“ hat der verdienstvolle Scheffelbiograph Johannes Pröhs schon manches berichtet; neues und vielfach ergänzendes Licht fällt jedoch über das Verhältnis beider Männer durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen dem Dichter und seinem fürstlichen Gönner und Freunde, den der Deutsche Scheffelbund seinen Mitgliedern als überaus schätzenswerte Jahressgabe für 1928 darbietet.

Angeführt wurde jenes Band, das trotz zeitweiliger Vorkürzungen unzerreißbar blieb bis zu des Dichters Tode, durch die Vermittlung des kunstsinigen Wartburgkommandanten Bernhard von Arnswald, der nach der Lektüre des „Eckhard“ Scheffel seinem fürstlichen Herrn auf das angelegentlichste empfohlen hatte, Carl Alexander, dessen Kunstenthusiasmus mit der äußeren Wie-

*) Briefwechsel zwischen Joseph Viktor von Scheffel und Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Herausgegeben von Conrad Höfer. Vierte Gabe des Deutschen Scheffelbundes an seine Mitglieder. — Karlsruhe 1928.

der Herstellung der Burg und der künstlerischen Ausgestaltung ihrer Innenräume keineswegs erschöpft war, sehnte sich, in Erinnerung an erlauchte Ahnen, zugleich nach einer dichterischen Verklärung dieser Burg, in der er, gleich Scheffel, ein ragendes Sinnbild deutschen Wesens erblickte. In Scheffel, dem Schöpfer des „Eckehard“, in dem sich altdeutsches Leben in lebendigster Gegenständlichkeit widerspiegelte, glaubte er den geeigneten Mann zur Verwirklichung dieses Lieblingsgedankens gefunden zu haben. Im September 1857 war der damals noch nicht dreißigjährige Meister Josephus zur Einweihung von Rietschels Doppelstandbild der Weimarer Diosturen in die Weimarer Hauptstadt eingeladen worden, wobei ihn der Großherzog in besonderer Audienz empfing. Der erste persönliche Eindruck war entsetzend. Schon damals tauchte in Carl Alexander der Gedanke auf, Scheffel dauernd an seine Residenz zu fesseln, zumal durch den Weggang Franz von Schobers der Monarch ohne einen eigentlichen Berater in literarischen und künstlerischen Dingen war. Dieser ersten, mehr offiziellen Besprechung im September folgte noch im November des gleichen Jahres auf der Wartburg selbst (15. und 16. Nov.) eine weitere Aussprache, die damit endete, daß Scheffel sich vor Moritz von Schwinds Sängerkriegsbild bereit erklärte, einen Wärburgroman zu schreiben. Dieses Versprechen hat dem Dichter späterhin manchen Kummer verursacht, ja, es ist sogar eine seiner Lebensstragiken geworden, die, je weniger er sich dieser allzu rasch übernommenen Aufgabe gewachsen fühlte, um so wuchtender auf sein Gewissen drückte.

Zunächst aber machte sich Scheffel mit Eifer an die Ausführung, zumal sie ihm willkommenen Ablenkung von manchen schmerzlichen Erlebnissen der letzten Jahre verhielt. Zudem glaubte er durch seine Tätigkeit als Bibliothekar des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg und Verwalter der reichen Schätze altdeutscher Dichtungen in seinem, von ihm für diese Aufgabe als unerlässlich erachteten historischen und literarischen Studien wesentlich gefördert zu werden. Carl Alexander hätte freilich den Dichter, in dem er auch den offenen und uneigennütigen Menschen schätzte, am liebsten in seiner nächsten Umgebung gesehen. Zu diesem Zeitpunkt fehlt der Briefwechsel zwischen beiden Männern ein.

Zweifel, ob er sich von der eingegangenen Verpflichtung auch wirklich lösen könne, sind bei Scheffel schon sofort nach der Abreise von der Wartburg im November 1857 rege geworden. So gesteht er schon unter dem 18. dieses Monats seinem fürstlichen Mäzen: „Wenn ich das Bewußtsein hätte, Euer königliche Hoheit eine Fülle von Kraft und Energie, einen ganzen, echten, unverbrauchten Menschen von dem Schlaag jener schöpferischen Naturen, die in Hochbero Großvater ihren Maecenas verehrten, zur Verfügung stellen zu können, so würde es meine Pflicht und mein Ehrgeiz sein, mit allem, was ich sein und bieten könnte, einen Posten im praktischen Leben auszufüllen. So aber, wie ich wirklich bin, im Innern mannigfach gebeugt und gebrochen — mit dem Bewußtsein, daß in meiner Art zu sein und zu denken, wie in meinem früheren Leben Manches unmöglich auf desselben Beifall rechnen darf, den manch Anderes, was ich geschrieben, gefunden zu haben scheint — dazu mit der unseligen melancholischen Naturanlage, an der einst Tasso zu Grunde ging, allzu reichlich ausgestattet . . . ist es nur eine klare Beurteilung eigener Leistungsfähigkeit, wenn ich versichere, daß ich dem vielseitigen Vertrauen, das Euer königliche Hoheit auf meine schwachen Fähigkeiten zu setzen geruhen, schwerlich zu entsprechen im Stande wäre . . .“

Niemals hat also Scheffel das große, ja freundschaftliche Vertrauen, das ihm der Fürst entgegenbrachte, zum eigenen Vorteil ausgenutzt, niemals hat er etwas für sich selbst begehrt. Wohl

aber ward er nicht müde, für andere, die ihm der Förderung wert schienen, das Gewicht seines Einflusses in die Waagschale fürstlicher Entscheidungen zu werfen. So läßt er zunächst eine warmherzige Empfehlung für Ferdinand Gregorovius an den Großherzog gelangen und schließt mit den Worten: „Euer königliche Hoheit, die mit so reichem Gemüt Allem zugewandt sind, was in den stillen Vertikäten der Kunst geschaffen wird, werden mich nicht tadeln ob einer Sympathie, die kaum eine persönliche ist, da ich dem Genannten nur zwei oder dreimal auf römischen Campagnawanderungen flüchtig begegnet bin.“ Aber auch noch einem anderen, der in mehr als flüchtiger Bekanntschaft Scheffel verbunden war, galt seine selbstlose Fürsprache: dem Maler Anselm Feuerbach. Ueber ihn schreibt er am 5. Dezember 1859 nach Weimar: „Die sichere Ueberzeugung, daß es sich hier um eine der ersten künstlerischen Kräfte handelt, um einen Historienmaler im großen Styl — ermutigt mich, über alle Bedenken mich hinwegzusetzen, selbst über das schwerste: der Parteilichkeit geziehen werden zu können, indem ich einen Mann empfehle, der mir zugleich persönlich befreundet ist.“ Und weiter unten, nach ausführlicher Würdigung des Künstlers Feuerbach: „Ich werde mich glücklich schätzen, Euer königlichen Hoheit Auge auf einen Mann gelenkt zu haben, dem zu allgemeiner Geltung im Vaterland nur fehlt, daß er noch nicht in der Fremde und im Elend verstorben ist . . . und bitte um Nachsicht, daß ich eine gute Sache ausführlich befürwortet.“

Weite Partien des Briefwechsels beziehen sich natürlich auf den geplanten Wartburgroman. Anfänglich faun Scheffel von seinem Gedeihen, vor allem von den Studienfahrten, welche die immer in größerer Ausmaße wachsende Anlage erheischte, zu berichten. Dazwischen drängen sich jedoch stets wieder Ahnungen, das Begonnene könne nicht vollendet werden. Der Großherzog sucht zu ermuntern, anzuregen. Mit feinem Verständnis geht er auf des Dichters unselbige Veranlagung ein. Er ahnt, wie sehr sie sein bis zu den Grenzen innerer Verzweiflung getriebener Sinn in unfruchtbaren Selbstanlagen zerquält. Immer wieder zeigt er sich bestrebt, Scheffels Befürchtungen, der Monarch werde sich von ihm, als einem Wortbrüchigen, zurückziehen, zu zerstreuen. Im Jahre 1863 kann der Dichter wenigstens seinem Gönner den Gedichtband der „Frau Aventure“ überreichen.

Im Jahre 1865 tritt eine vorübergehende Trübung der Beziehungen ein. Der Kondolenzbrief, den Carl Alexander anlässlich des Todes der Frau Major Scheffel nach Karlsruhe gerichtet hatte, war nämlich nicht in die Hände des Sohnes gelangt. Scheffels rasch erwachtes Mißtrauen flammte jählings auf: er wählte sich brüskiert und schweigend eine Zeitlang, bis sich des Mißverständnisses aufklärte. Auch im Jahre 1873 schoben sich nochmals leichte Wolken der Verstimmung zwischen den Dichter und seinem Mäzenas, als letzterer seinem Schreiben eine Zusammenstellung von Wolframs von Eschenbachs Lebens- und Schaffensumständen aus der Feder von Professor Sievers beilegte, wodurch sich der Adressat einigermaßen gehorweiser vorkam. Daß diese kleinen Zerrungen das innige Verhältnis beider Männer nicht dauernd bedrohen konnten, beweist die Abfassung zweier Festspiele für den Weimarer Hof und die Fortdauer des Briefwechsels bis an die Schwelle von Scheffels letztem Lebensjahr.

Der hübsche, beinahe 100 Seiten starke Band, den überdies fünf Illustrationen zieren, ist von Conrad Höfer, also einer ganz berufenen Hand, mit großer Sachkenntnis und philologischer Genauigkeit herausgegeben. Er bildet in seiner Zusammenfassung der in ihrer Hauptsumme zwar schon veröffentlichten, aber äußerst schwer zugänglichen Briefe, zu denen überdies manches Neue trat, eine begriffswerte Ergänzung unserer Scheffeliteratur.

Karl Preisendanz / Ein alter Reichenauer Romführer

Beziehungen des Klosters Reichenau zu Italien bestanden schon immer. Eine der begangenen Pilgerstraßen nach Rom führte unweit der Insel nach dem Süden. Die Reichenauer lebte besuchten fast regelmäßig nach ihrer Wahl den Papst, um Bestätigung und Weihe von ihm zu empfangen. In Norditalien lagen Besitzungen des Klosters, und auf den Bischofsstühlen der Lombardei und Venetiens saßen manche ehemalige Böglinge der Augustiner. Italienische Klöster standen in Gebetsverbrüderung mit Reichenau. So war es keine Seltenheit, daß Mönche der Insel eine Fahrt nach der Ewigigen Stadt unternahmen, sei's als Pilgerreise, sei's in kirchenpolitischer Mission. Alle diese Romfahrer brachten eine Orientierung in der fremden Stadt, auch wenn sie ihnen aus mündlicher Beschreibung her schon bekannt war. Für sie gab es Reiseführer, Itinerarien. Verschiedenartig sind sie angelegt. Der des Priesters Johannes, auf einem Papyrus des sechsten Jahrhunderts geschrieben, verzeichnet die Heiligengräber, die man in Rom besuchte. Ein anderer Autor, Wilhelm v. Malmeßburn, beschreibt im 12. Jahrhundert die Tore, Wege und Friedhöfe der Stadt nach einer viel älteren, uns verlorenen Vorlage, und wieder einer im 16. Jahrhundert notiert die Regionen Roms auf Grund eines Führers aus dem 11. Saeculum. Doch der wichtigste und älteste Baedeker stammt aus dem Kloster Reichenau, ein ganz eigenartiges Dokument frühesten Reiseiteratur. Der Name seines Verfassers ist nicht bekannt, auch seine Vornamen ist nicht auf uns gekommen. Nur eine Kopie hat sich erhalten in der Pergamenthandschrift 326 des Klosters Einsiedeln; sie mag um 850 auf der Reichenau entstanden sein. Weder sie, noch ihre ältere Vorlage

findet sich in einem der uns erhaltenen Handschriftenverzeichnisse, die im Laufe des 9. Jahrhunderts für die Bestände der Klosterbibliothek angelegt wurden. Wie die verschiedenen Korrekturen im Text des Einsiedler Codex zeigen, hat es damals noch ein zweites Exemplar gegeben, das der Schreiber zur Revision seiner Niederschrift benutzen konnte; ja ein weiteres existierte in einem der Klöster der Bodenseeregion, jenes sehr alte Bruchstück, das der Italiener Poggio zur Zeit des Konstanzer Konzils sich anzueignen wußte. So kann man nicht weniger als vier Nummern des Romführers aus der Reichenau erschließen, die um 850 vorhanden waren. In Wirklichkeit mag es noch andere gegeben haben, die völlig verschollen sind. Mönche, die eine Romfahrt beabsichtigten, verschafften sich eine Kopie dieses Baedekers, der nur wenige Blätter in Taschenformat faßte und gewiß nicht gebunden wurde; hatte er seinen Dienst erfüllt, wanderte er weiter in andere Hände oder ging nach einiger Zeit des Herumliegens in einer Zelle verloren; daß unser Einsiedler-Exemplar sich erhielt, verdankt es nur dem Umstand, daß es zusammen mit einem Heft abgeschrieben Steininschriften aus Rom und Pavia, zusammen mit andern Schriften in einen festen Kodex gebunden wurde. Einem Eintrag zufolge wanderte diese Sammelhandschrift im 14. Jahrhundert zu einem Ulrich von Murgeln — wohl Murgeln, Kanton Zürich — und dann ins Kloster Pfäfers; von da kam sie nach Einsiedeln. Aber im einzelnen lassen sich die Etappen dieser Wandererschaft nicht verfolgen, so sehr sich Größen der Wissenschaft wie Th. Mommsen, de Rossi, Lanciani, Chr. Huelsen, bemüht haben, in das Geheimnis des Anonymus von der Reichenau Licht zu werfen.

Dieser altertümliche Cicerone durch die Ewige Stadt hat natürlich nur sehr entfernte Ähnlichkeit mit einem modernen „Führer“. Er beschreibt nicht, er begnügt sich mit Schlag- und Stichworten, die aufs äußerste Maß der Kürze beschränkt sind. Fast sieht es aus, als hätte der Verfasser von einem Plan der Stadt Rom die Legenden der einzelnen Wege- und Straßenrouten abgeschrieben, um sich so wenigstens das Gerippe eines Bildes zu verschaffen. Nach Christian Huelsen's Vermutung hatte er eine weit reichhaltigere Vorlage zur Verfügung, aus der er nur das Nötigste exzerpierte, und dazu noch einen alten römischen Stadtplan, der völlig verloren ging. Für seine Arbeit hat er offenbar große Pergamentblätter benutzt, die er in zwei Spalten beschrieb, so, daß er die Sehenswürdigkeiten zu beiden Seiten der Wege parallel nebeneinander stellen konnte. Der Schreiber des Einsiedler-Heftes mußte mit kleinem Format begnügen, das für Reisezwecke handlicher ist, und so benutzte er der Uebersichtlichkeit wegen immer die Fläche zweier benachbarter Seiten als ein Blatt und schrieb nach Bedürfnis über den Bruch der Lagen hinweg, ein Vorgehen, das in den ersten Publikationen des Textes große Verwirrung angebracht hat. Früher glaubte man, mit den Aufzeichnungen des namenlosen Reichenauer Pilgers nicht viel beginnen zu können. Aber mit der fortschreitenden Erforschung des alten Stadtplanes von Rom und der alten Topographie ist man auch dem Einsiedler-Verfasser näher gekommen, hat man seine sachlichen Aufzeichnungen immerherordentlich zu schätzen und hoch zu werten gelernt. Es hat sich allem herausgestellt, daß sie einem ganz fest umrissenen Plan folgen. Man kann genau beobachten, welche Straßen und Wege im 9. Jahrhundert von den Romfahrern und Pilgern begangen wurden; ihre Richtungen lassen sich nach den aufgezählten Monumenten zur Rechten und Linken ohne Mühe erkennen. Und das bedeutet für die topographische Geschichte Roms sehr viel; es gibt die Möglichkeit, den Stadtplan für jene Zeit in großen Linien wiederherzustellen. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß der Reichenauer Cicerone in allen modernen Werken über die alt-römische Topographie eine hervorragende Rolle spielt. Elf Routen sind festgehalten, gewiß die Straßen und Gegenden, die von den Kaiserlichen jener Zeit beschriftet wurden. Ihnen lag daran, immer die Verbindung von Kirche zu Kirche, von Friedhof zu Friedhof usw. zu behalten, die heiligen Stätten zu verehren und noch auch nebenher die bemerkenswerten Denkmale Roms, christliche wie heidnische, kennen zu lernen. Der Anonymus von Reichenau und seine Zeitgenossen haben noch wesentlich mehr Reste antiker Bauten als die späteren, die Topographie Roms war damals noch ungefähr die des 4. Jahrhunderts. Das im einzelnen zu untersuchen, geht hier nicht an; wohl aber mag ein Beispiel zeigen, wie der alte Führer seine Orientierung einrichtet. Die erste seiner Routen verläuft ungefähr so: „Von der Porta des hl. Petrus bis zum hl. Paulus. Links: Kirche des hl. Lorenz und Theater des Pompejus. Durch die Säulenhalle bis zum hl. Anselm und zum Jupitertempel. Rechts: Theater. Wieder durch die Säulenhalle bis zum Elephanten. Von da durch die Schule der Griechen. Dort links: Kirche der Griechen. Hier ein Wasser, das unter dem Aventin fließt. Dann Treppe zum Aventin und zum Pad des Merkur. Von da zur Porta von Ostia ... Zurück durch die Via Appia zur Kirche, wo der hl. Sirius mit seinen Diakonen enthauptet wurde. Von da zur Via Appia. Hier Wasserleitung Jobia, die von Marzia kommt und bis zum Fieberufer läuft ... Links: Thermen des Antoninus ... Circus Maximus. Rechts: Palatin. Und so weiter durch den Porticus Maximus bis zur hl. Anastasia, und so immer weiter.“ Verfolgt man diese Angaben nach den Karten, die Panciani und Huelsen ihren monumentalen Arbeiten über den Einsiedler-Text beigegeben haben, so zeigt sich eine gerade Straße, die vom Vatikan bis zur Porta Appia führt und alle genannten Punkte berührt. Man erkennt mit Hilfe

des Plans, wie auskunftreich, wie wichtig, ja unentbehrlich ein solcher Stadtführer dem Rompilger sein mußte. Hier fand er alles Sehenswerte mit knapper Sachlichkeit so zusammengestellt, daß er auch ohne Karte zurecht kam. Und wer die elf Routen an der Hand dieses Baedekers durchpilgert hatte, kannte Rom im großen und ganzen gewiß. Damals bot auch das Forum noch einen andern Anblick als späterhin, wo es durch Abbruch oder Vernachlässigung völliger Zertrümmerung anheimfiel. Eine ganze Anzahl seiner antiken Gebäude, Tempel, Privathäuser, Triumphbögen konnten die Besucher aus der Karolingerzeit in mehr oder weniger guter Erhaltung noch sehen, wenn auch die Kunstwerke aus Marmor und Metall längst weggeholt und zerstört waren. So stand vom Denkmal Konstantins damals nur noch die Basis mit Inschrift, die Reiterstatue selbst war verschwunden. Aber auch für die alten Inschriften und ihre Reste fanden sich Besucher mit Verständnis. Wieder war es ein Reichenauer, der sich eine Sammlung von Inschriften aus Rom anlegte, die man gleichzeitig mit dem Text des Romführers kopierte und in die Einsiedler-Sammelhandschrift vor den Cicerone einband. Will man auf einige Verschiedenheiten in der Orthographie Wert legen, dann wird man für beides, Führer und Inschriftenammlung, zwei Verfasser annehmen, so nah es an sich liegt, zu denken, daß es sich für beide Schriften um nur einen Autor handelt. Jedenfalls aber gehören beide nach der Reichenau, denn auf sie weist der Schluß des Ganzen: hier findet man die Grabinschrift des Geroldus von 799, eines im Inselkloster begrabenen Verwandten Karls des Großen und Wohltäters der Reichenauer, zugleich die des Straßburger Bischofs Vernalbus, der um 840 auf der Insel erzogen wurde. Diese Inschriftenammlung oder vielmehr ein ihr gleiches Exemplar taucht im 15. Jahrhundert unvermutet im Briefwechsel des übereifrigen Suchers und Sammlers alter Handschriften, des Gian-Francesco Poggio, auf. Als er 1414 bis 1417 das Konstanzer Konzil mitmachte, bereiste er die ganze Umgebung des Bodensees, um auf Handschriften alter Autoren zu fahnden. Mit reicher Beute kehrte er nach Italien zurück; unter vielem andern hatte er auch einen Bogen mit Inschriften gefunden, den er einem Freund, Ambrosio Traversari, in Florenz verlieh. Später, 1432, wünschte er die Blätter zurückzuerhalten, und er bekam sie wohl auch. Denn 1451 erbat sie sich ein anderer Bekannter, Augustinus Vula, von ihm. Aber Poggio, damals in Rom, hatte die Sammlung in Florenz aufbewahrt mit seinen übrigen Büchern. „Darum“, so schrieb er, „kann ich deiner Bitte für den Augenblick nicht nachkommen. Aber das Ganze ist ja eine unbedeutende Sache. Denn ich habe in Deutschland nur einen einzigen, nicht umfangreichen Bogen gefunden, der weggeworfen und vernachlässigt dalag; den nahm ich mit, weil einiges darin stand, was wir brauchen konnten.“ Und gleichzeitig schreibt er an Philippo Tisernas auch über diesen Fall: „Mit den Inschriften ist's nur eine Kleinigkeit. Ein einziger Bogen von fünf Blättern, den ich im Staub fand und in den Armel steckte, als ich bei den Männern nach Büchern suchte.“ Wohin dieses von Poggio als „sehr alt“ bezeichnete Bruchstück gekommen ist, wissen wir nicht. Nur seine Abschrift durch den Entdecker hat sich erhalten. Die Inschriftenammlung des Einsiedler-Kodex ist 12 Blätter stark und überliefert etwa 80 Inschriften; was Poggio in dem unbekanntem Kloster, vielleicht St. Gallen, fand und mitgehen ließ, war etwas weniger, er schreibt von 8 oder 10 Blättern. Jedenfalls entging ihm auf seinen Beutesfahrten der Einsiedler-Sammelband, der damals schon nicht mehr auf der Reichenau sich befand; er hätte ihn durch seinen inschriftlichen Inhalt wohl ebenso sehr zum Mitnehmen gereizt wie das kleinere, ungebundene, doch ihm eng verwandte Bruchstück. Denn Poggio gab sich große Mühe, die alt-römischen Inschriften überall zu sammeln und vor Vergessenheit zu bewahren, die ihnen durch die Zerstörung der alten Steine und Denkmäler drohte.

Toni Rothmund / Das Heidegespenst

Humoreske

Durch die braune Heide stapft eine seltsame Gestalt. Eine obgetragene Windjacke, ein Wis von einem Hut, eine runde Hornbrille auf der Nase, einen Rucksack auf dem Buckel und eine Botanikerbüchse an der Seite. Ein junger deutscher Gelehrter, einer von den vielen, die der Wissenschaft nur noch in ihren Freistunden dienen können, die andere Leute der Erholung widmen.

Er sucht Flechten in der Heide. Er ist Mitarbeiter an einem großen Werk über Flechten. Eigentlich ist er Lehrer. Das ganze Jahr gehört der Brotarbeit.

Viele, viele Privatstunden hat er geben müssen, bis er sich nur das große Mikroskop hat anschaffen können, das er für seine Forschungen braucht. Und alle Eriparnisse gehen immer drauf in den Ferien, wo er das Material sammelt, das er dann das Jahr über in zusammengestohlenen Freistunden bearbeitet.

Er richtet es so billig wie möglich ein. Schläft in Heuschobern oder in Schäferkarren. Kocht sich sein Futter selbst in einem ruhigen Pott, den er mit sich herumträgt, und trägt leuchtende Hitze und lagelanges Edelwetter, wie es gerade kommt.

Er kümmerte sich nicht um die Menschen und es ist auch einsam in der Heide.

Wenn er in die Nähe von Dörfern kommt, sieht er wohl Leute, aber sie sind ihm gleichgültig. Seine Liebe gehört den Flechten. Uebrigens gehen ihm die Eingeborenen auch augenscheinlich aus dem Wege. Es dauert eine ganze Weile, ehe er das merkt.

Alte Weiber machen kehrt bei seinem Anblick. Der Briefbote macht einen Bogen um ihn herum. Kinder ergreifen geradezu die Flucht vor ihm. Das ärgert ihn ein bißchen. Er ist eben doch Lehrer und meint ein von Gott gegebenes Recht auf Ergebenheit der Kinder zu besitzen. Und in seinem gerechten Unwillen droht er ihnen manchmal mit dem Stod.

Jemandwo in der Heide steht eine wundervolle alte Kiefer an einem moorigen Graben. Sie wirft einen hübschen Schatten und in den streckt er sich in der heißen Stunde.

Zu ihren Füßen hat er sein Standquartier aufgeschlagen, ihr vertraut er seinen Rucksack an, und bei ihr hat er sich seinen Feuerherd gebaut, wo er seine Suppe kocht oder seinen Kaffee.

Und wie er gerade wieder einmal tiefsinnig in seinen Pott guckt und auf das Kochen des Kaffees wartet, streicht wieder so ein Trupp Eingeborener vorüber.

Diesmal sind es Mädchen.

Er steht auf und schaut nach ihnen aus. Sofort ergreifen sie wie auf Kommando die Flucht.

Nur eine bleibt stehen. Sei es, daß der Kochlöffel in seiner Hand ihr Vertrauen einflößt, oder daß er seine Gulesbrille abnimmt und sein junges Gesicht zeigt, sie faßt Mut und kommt näher. Ein biegsames schlankes Ding ist's mit kastanienbraunem Haar, das in kupfernen Lichtern aufsprüht. Ihre Augen sind groß geöffnet und schienen auf etwas Unerhörtes zu warten, etwa, daß er sich in Rauch auflöse oder in den Boden versänke. Da muß er lachen.

„Guten Tag, Mädchen. Du hast scheint's mehr Kuratsche wie die andern.“

Sie schaut ihn immer noch furchtbar an und fragt in ihrer heimischen Mundart:

„Wer sind Sie denn eigentlich? Und was machen Sie hier?“

„Ich? Ach du gutes Kind, das wirst du schwerlich begreifen. Ich bin Virenologe, Flechtenforscher, und ich botanisiere. Aber ich bin weder ein Menschenfresser noch ein Straßenräuber, und du kannst mir ruhig die Hand geben.“

Er streckt ihr die Hand entgegen, aber da freischt sie auf, wird schreckblau und will davon laufen. Noch eben zur rechten Zeit packt er sie am Arm und sagt gemächlich:

„Nun sag' mir mal, was soll denn das bedeuten?“

Und als sie immer noch so entsetzte Augen macht, wie ein gefangener Vogel, der auf die erste beste Gelegenheit zur Flucht wartet, faßt er sie um den Leib und sagt:

„Komm, kleine Deern, ich tu dir nichts!“

In diesem Augenblick läuft zischend sein Kaffee über, und als er sich erschrocken danach umsieht, reißt sie sich los. Aber sie entwirft ihm nicht, sie nimmt nur mit geschickten Händen den Topf vom Feuerloch.

Er lobt sie. Was sie für eine geschickte Deern sei. Wie sie denn heiße?

„Antje Söderblom.“

„Das ist ein feiner Name. Und nun kannst du mit mir Kaffee trinken, Antje Söderblom.“

Dies klingt vertrauenerweckend. Sie sagt mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung:

„Sie sind also gar nicht das Heidegespenst?“

Nun muß er hell anlachen. Also darum das Entsetzen von Alt und Jung! Und damit sie begreift, daß er von Fleisch und Blut ist, nimmt er sie in seinen Arm, und drückt sie ein wenig an sich, und sie wehrt sich, aber nicht sehr.

„Also darum seid ihr immer vor mir ausgerissen, nun versteh' ich's. Aber sag' mir bloß, wie kommt ihr denn auf den Unsinn, daß ich ein Gespenst sein soll?“

Sie hat sich los gemacht und setzt sich neben seinen Feuerplatz ins Heidekraut. In ihren Augen glitzert die Freude an diesem Abenteuer. Und sie weiß auch, daß er sie bewundert, so was merkt eine von Ewas Töchtern sogleich. Die rote Abendsonne funkelt in ihrem kupferbraunen Haar, und er denkt, daß er solche Flechten noch nicht in seiner Sammlung hat.

„Ja, es ist darum, weil es hier nämlich ein Heidegespenst gibt“, plaudert sie nun zutraulich.

„Ist ein verwünschener Geist, der muß umgehen und kann keine Ruh' finden. Immer muß er Heidestricken zählen. Und nur, wenn ihm einer die Hand gibt, dann ist er erlöst. Dafür muß aber dann der andere Heidestricken zählen bis in alle Ewigkeit.“

Er lacht schallend auf. „Und das wolltest du natürlich nicht?“

„Nein“. Sie lacht nun auch, sie hat den Witz der Sache begriffen und das bringt sie ihm auf einmal ganz nahe. Er gießt Kaffee ein und sie trinken aus derselben Tasse.

Endlich sagt er:

„Hör mal, Antje Söderblom, du kennst die Geschichte bloß halb. Der Anfang fehlt, und der Schluß ist nicht richtig.“

„Dann erzählen Sie mal.“

„Ja, weißt du denn, warum das Heidegespenst verwünscht wurde?“

„Nein“, sagt sie und sieht ihn mit großen märchendurftigen Augen an.

„Na, es hatte all seiner Lebtag immer Moose gesucht und Flechten und solches Zeug wie dies, sieh mal!“

Er öffnet seine Botanisierebüchse und läßt sie hineingucken. Da wird sie wieder mißtraulich.

„Nein, erichrid nicht, kleine Deern. Also vor lauter Gelehrsamkeit hatte er nie — nie — niemals einen Mund geküßt. Demal, was für ein Geiß!“

Antje Söderblom wird rot und lacht wieder.

Da fährt er fort: „Da begegnete ihm einmal in der Heide eine gräßliche Hexe. Sie hatte Tintenfinger und Triefaugen und eine Glabe und ein Kropf, kurz, sie sah greulich aus. Die tat schön mit ihm und verlangte, daß er ihr Schatz sein sollte und sich ihr versprechen auf Lebenszeit, dann wolle sie ihn zum großen und berühmten Mann machen. Aber er entsetzte sich, denn er war ja noch jung und sagte: „Da wollt ich doch eher in alle Ewigkeit Heidekraut zählen!“

„Das sollst du auch!“ sagte sie und verschwand. Und seitdem muß er das tun, immer und ewig. Bis ihm mal ein schönes, junges Mädchen freiwillig einen Kuß gibt. Dann ist er erlöst. Na, Antje, Lust du's?“

Dumm ist sie nicht. Sie lacht mit all ihren weißen Zähnen und sagt: „Sie sind ja gar nicht das Heidegespenst!“

„Das ist noch gar nicht sicher, Antje Söderblom! Sieh, ich bin wirklich verhext, daß ich nach alten Pflanzen suchen muß, und ich ich mich's verleihe, bin ich auch alt und grau, und wenn du mich nicht erlöst, muß ich meiner Lebtag Heidestricken zählen. Aber das kannst du nicht übers Herz bringen, nein, so bist du nicht, kleine Antje —“

Aber gerade wie er sie umfassen will, freischt das Dirnelein auf „Jesus Christus Kinnerklud, da kommt der alte Postzeidiene Bülke, den haben ja wohl die dummen Deerns zu meiner Rettung ausgeschiedt! Drottogottogott, was fang ich an, morgen weiß es das ganze Dorf!“

Der Mann der Wissenschaft richtet sich auf. „Still, Kind, ich werde dich retten. Bersted dich mal rasch hinter der Kiefer.“

Antje drückt ihren schmalen Leib an die dicke, alte Kiefer und guckt nur ganz vorsichtig dahinter hervor, denn neugierig ist sie wie ein Eichhörnchen.

Der Fremde setzt seine Brille auf die Nase, zieht seinen Hut tief in die Stirn, macht sich klein und buckelig und schurft dem Alter entgegen, immer mit dem Stock in der Heide und den Ginsterbüchsen über den Rücken.

Ohl Peter Bülke schreitet ihm tapfer entgegen. Als er aber näher kommt, mäht er seinen Mut, faßt die befremdliche Erscheinung scharf ins Auge und beachtet sie wie ein gefährliches Raubtier.

Der Gelehrte beginnt zu murmeln und zu zählen:

„Einundachtzig, zweiundachtzig, dreiundachtzig, das ist die Summe, das ist 'ne Summe vierundachtzig, fünfundachtzig, sechsundachtzig —“

Jetzt stehen die beiden nahe voreinander.

Peter Bülke versteint vor Entsetzen.

Er ist es! Das Heidegespenst! Zählt Heidestricken!

Und jetzt schaut ihn das unheimliche Weien aus seinen Gulesaugen an, streckt ihm eine dünne Hand entgegen und sagt langsam und mit Grabestimme:

„Gib mi mal din Hand!“

Rechts um kehrt! Marisch, marisch!

Fort saust Peter Bülke, der Mann der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Nach zwanzig Schritten bleibt er stehen und späht zurück.

Da ist das Gespenst verschwunden. — Wie vom Erdboden verschluckt. Es liegt nämlich hinter dem hohen Ginstereis und lauert, aber das sieht Peter Bülke nicht. Er kehrt heim. Gegen Spitzboden er meinetwegen angefaßt, aber nicht gegen Heidegespenster.

Als die Lust rein ist, springt das Heidegespenst zur alten Kiefer und faßt das Mädchen um den Leib.

„Nun schnell, Antje Söderblom, gib mir den freiwilligen Kuß damit ich erlöst werde!“

Klara Maria Frey / Dorf zur Nacht

Mondlicht halbiert die Dächer:
halb dunkel — halb bealängt.
Die Raben schleichen frecher,
glühfunktend, hochgeschwängt.

Die Häuser stehn verhangen
in blockig-weicher Nacht.
Warmrote Fenster prangen
wie saftig-nabe Frucht.

Berirrte Laute schmerzen
die aberstille Nacht,
die ihre tausend Schwärzen
in Mondesmilch entfacht.

Durchwürgte Lüste gleiten,
als hätten sie Gestalt
und brächten Heimlichkeiten
vom nahen Zauberswald.